

17133



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 8

Mittwoch, 11. Juni 1924

Nr. 8

Ein Pommernjubiläum.

Die ersten Christen in Pommern vor 800 Jahren.

G. A. Bentlage, Köslin.

Nun sind 800 Jahre verflossen, seitdem in Pommern das Christentum zum ersten Mal verkündet, die heidnischen Pommerngötter von ihrem steinernen und hölzernen Thron gestoßen und die ersten Christen in Pommern getauft wurden. Das war keine leichte gefahrlose Arbeit; um so härter müssen der Mut und die Entschlossenheit der Pommernbekehrer und der Pommernapostel bewundert werden.

Denken wir uns um 800 Jahren in die Weltgeschichte zurück. Um das Jahr 1124 wußte man in „Teutschland“ von den Pommern noch ziemlich wenig, denn ein dichter Urwald, in dem Schlangen und Raubtiere hausten, umgab Pommern im Süden, Osten und Westen. Auf dem Landweg kamen nur sehr wenig Menschen zu den wegen ihrer kriegerischen Eigenschaften sehr gefürchteten Pommern. Nur den Polen, die sich einen Heerweg durch den Urwald von Osten her gebahnt hatten, war es möglich, bei Uzdá (dem Dorfe Gusch im Negebruch) die Grenze von Pommern zu erreichen und die Pommern zu unterjochen. Die Herzöge von Pommern, die in Kammin ihren Sitz hatten, waren den Polenherzögen tributpflichtig geworden. Die Westpommern dagegen, die ihre Raubgelüste die benachbarten wendischen Viutiziern fühlen ließen, wurden von den nachbarlichen Obotriten aufs Haupt geschlagen. Die schwersten Niederlagen in jener Zeit erlebten die Pommern in den Jahren 1116—1121 durch den Polenherzog Boleslaw. Nicht allein Ostpommern, sondern auch Westpommern unterjochte er (nach einer Schlacht bei Badam, dem heutigen Alt d a m m, wobei die 300 000 Mann zählenden Westpommern 18 000 Tote und 8000 Gefangene verloren), so daß der Kamminer Herzog Wartislaw in Strela, dem heutigen Stralsund, sich auf die dänische Flotte retten mußte. Diese Niederlage bedeutete für Pommern einen schweren Schlag, von dem es sich nicht so rasch wieder erholen konnte.

Nur die damalige Hafenstadt Wollin (Sulín), das vielfach irrtümlich mit dem versunkenen Bineta verglichen wird, nahm infolge seines regen Handelsverkehrs mit den Goten, den Dänen und den schiffahrtstreibenden Bewohnern der Mittelmeerländer bald seinen alten Glanz und seine alte Pracht wieder an. Die Handelsleute brachten Geld in die Stadt, und die Fama erzählt, daß durch das Prasserleben soviel Gold rollte, daß Tempel, Häuser und sogar die Straßen mit Gold belegt waren. Als ein Jahr nach der Rückkehr des siegreichen Polenherzogs Boleslaw nach Gnesen (1122) der Bischof Bernhard aus Rom in einfacher Kleidung es unternahm, die Pommern in ihrem Haupthandelsplatz in Wollin zu bekehren, verachteten ihn die heidnischen Einwohner der Stadt, schlugen ihn halbtot und stießen ihn in einem Boot auf das Meer hinaus. Bernhard, der gerettet wurde, war geheilt von seinem Plan, auf die Pommern Eindruck zu machen als einfacher Gottesmann; er berichtete dem Polenherzog in Gnesen, daß nur ein Kirchenfürst mit glänzenden Gewändern den „tierischen Pommern“, die den Menschen nur nach seiner Kleidung beurteilen“ imponieren könne. Dieser Ansicht schloß sich Boleslaw an, und er beauftragte den Bischof Otto von Bamberg mit der gedachten Mission.

Auf Boleslaws Bitten entschloß sich Bischof Otto von Bamberg, in den ersten Mattagen des Jahres 1124 — also vor nunmehr 800 Jahren — von Bamberg aufzubrechen. Ueber Gnesen gelangte er nach einer sechstägigen Reise durch den Urwald, der das unwirtliche Pommern umgab, nach Pommern. Die pommerschen Krieger, deren Götzenbilder Triglan, Svaragu, Swante, Perun u. a. hießen, zogen ihre Messer und schlangen ihre Streitärzte, aber schließlich gelang es Otto mit seinem Getreuen (besonders ist unter ihnen der Kaplan Adalbert zu erwähnen) doch, der christlichen Lehre Anerkennung zu verschaffen. 4000 Pyriker ließen sich zuerst taufen. Dann wurden 3585 Seelen in Kammin, dem Sitz des Herzogs Wartislaw, gewonnen. In dem Handelshafen Wollin, wo die Reichen aus aller Herren Länder ihr Geld verpraßten, wurde Otto, ähnlich wie sein Vorgänger, zum Tor hinausgeprügelt, schließlich gelang es ihm aber nach dem Sturz der vier Stettiner Götzentempel und nach der Tausung von 6000 Stettinern aber doch noch, auch die Wolliner zu bekehren. Weiter ging es sodann über Zirkwitz, Kolberg und Weichenburg (Belgard) wieder über Gnesen zurück nach Bamberg, wo die Ankunft am Aschermittwoch 1125 erfolgte. Im ganzen hatte Otto 22 165 Pommern getauft und elf Kirchen gebaut.

Aber die Pommern konnten sich — genau so wie heute — nicht so schnell an neuartige Verhältnisse gewöhnen, und so fielen sie in ihren heidnischen Götzen dienst zurück. Wollin und Stettin fielen gänzlich vom Christentum ab. Schließlich sah sich Otto genötigt, am Gründonnerstag 1128 zu einer zweiten Missionsreise nach Pommern über Havelberg und durch Viutiziern (Gegend am Müritzersee) aufzubrechen. Am 1. Juni desselben Jahres kam er nach Demmin, wo gerade die Söldnertruppen Wartislaws anlangen, um gegen die wendischen Viutizier in Feld zu ziehen. Zu Pfingsten 1128 hatte der Herzog Wartislaw, der als Anhänger des Christentums gekommen war, einen Landtag nach Usedom einberufen, damit Otto dort festen Fuß fassen konnte. Sodann wurde mit großer Mühe Wolgast bekehrt, in Güzkow wurde der alte glänzende Götzentempel niedergelegt und eine glanzvolle Kirchenweihe abgehalten. Weiterhin zog Bischof Otto dem Heere Bogislaw III. nach Ostpommern entgegen, um dieses vor einer kriegerischen Aktion gegen Pommern abzuhalten. Da ihm dieser Versuch gelang, wuchs sein Ansehen in ganz Pommern. Die abgefallenen Stettiner und Wolliner wurden dem Christentum wiedergewonnen, eine Anzahl andere Orte noch bekehrt, die jungen Gemeinden noch einmal besucht. Die Absicht, die heidnischen Riten auf Nügen zu bekehren, blieb unausgeführt. Dann ging er über Gnesen wieder heim, und am 20. Dezember 1128 erfolgte die Ankunft in Bamberg.

Bischof Otto, der den Beinamen „Der Pommernapostel“ erhielt, hatte noch einige Jahre zu leben, die er darauf verwandte, die Ostseeländer fester an Deutschland zu ketten. Das Mutterland der Christen kultur mußte in dauernder Fühlung mit den neuen Christen in Pommern bleiben. 1131 ließ Otto den Ernteertrag der bischöflichen Güter Mischeln und Scheidungen zum Ankauf von Seidenstoffen, Zeug und wollenen Kleidern auf dem Markt in Halle verwenden und die eingelaufenen Waren von 10 Pferden nach Pommern transportieren. Auf den Märkten zu Stettin, Wollin und Kammin wurden die Waren verkauft und der Ertrag den jungen Christengemeinden zugewendet. Dieses war der erste Missionsbasar, den die Weltgeschichte kennt. Zum ersten Mal wurde hier der Wohltätigkeitsfinn der Pommern angeregt und trieb die schönsten Früchte. Die Pommern wetteiferten, die Sachen teuer zu erstehen, als sie angepriesen wurden.

Der Pommernapostel war ein zu kluger Diplomat, um den Haß der Pommern gegen die Polen nicht für die deutschen Einheitsbestrebungen auszunutzen. Er wußte, Kaiser Lothar, der 1132 auf Drängen Ottos als römisch-deutscher Kaiser gekrönt wurde, für Pommern zu interessieren. Deutsche Kaufleute wurden veranlaßt, den Spuren des Bamberger Missionspredigers zu folgen, wodurch neue Handlungsverbindungen angeknüpft wurden und die Verbindung Pommerns mit Deutschland angebahnt wurde. Besonders durch die nachfolgenden deutschen Kolonisten, die mit ihrer Kultur das Slawentum vollständig verdrängten, wurde Erstaunliches für das Deutschtum geleistet.

Das Lebenswerk des Pommernapostels Otto von Bamberg ist schon häufig beschrieben worden. Auch Geschichtsdenkmäler (z. B. die Peter- und Paulkirche in Stettin) und Naturschönheiten (z. B. Ottobrunnen in Pyritz, Ottoberg bei Gauk) erinnern noch an den Namen des Bekehrers der Pommern. In allen heimatsgeschichtlichen Werken finden wir verschiedene Mitteilungen über die beiden pommerschen Missionsreisen des Bischofs Otto.

Das Stolper Windelbahnfest.

Von Max Esch.

Die altgermanischen Maisspiele, die von der deutschen Bevölkerung, als sie das Land am Meere wieder allmählich einer höheren Kultur erschloß, aus Deutschlands Süden und Westen mit ins Land gebracht wurden, sind allmählich, bis auf schwache Anklänge, verschwunden. Zu diesen geringfügigen Spuren, die zu jenen einst weitverbreiteten Spielen aus grauer Vorzeit führen, gehören auch die Schützenfeste, die früher durchweg zu Pfingsten begangen wurden. Es würde hier zu weit führen, das des näheren zu erläutern. Auch das alte Stolper Windelbahnfest verdankt den Maisspielen unstreitig seine Entstehung, wenngleich einzelne Forscher es sogar noch viel weiter in die indogermanische Vorzeit mit seinen Wurzeln zurückverlegen wollen und mit dem Sonnenkult der älteren Völker in Verbindung bringen. Nun, die Maisspiele der germanischen Völker waren ja letzten Endes auch weiter nichts als ein Fest zu Ehren der wieder siegreiches Leben bringenden Sonne nach der langen Winternacht, bedeuteten im Grunde also einen Sonnenkult.

Wann das Windelbahnfest erstmalig in Stolp begangen wurde, läßt sich geschichtlich nicht feststellen, nur das eine steht fest, daß schon frühzeitig die Schuhmachergesellenbrüderschaft es ausübte. Nach der Sage sollen die Schuhmachergesellen einen der früheren Pommernherzöge aus der Gewalt der altstädtischen Pelnweweber befreit und für diese Heldentat ein Stück Land im Aucker zur Anlegung der Windelbahn sowie das Recht erhalten haben, alljährlich das Windelbahnfest zu begehen. Nach einer Inschrift in der nach der alten hergestellten neuen Fahne der Brüderschaft verdankt diese das Fest dem Fürsten

von Croy, dem Großneffen des letzten Greifenprofen Herzog Bogislaw XIV. Da der Fürst von Croy mit seiner Mutter, der Nichte Bogislaws, im Stolper Schlosse Wohnung nahm, Bogislaw 1617 starb, wäre demnach, wenn die Fahneninschrift überhaupt ernst zu nehmen ist, das Windelbahnfest erstmalig zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Stolp begangen worden. Das ist aber durchaus nicht bewiesen, denn es muß schon mit den ersten deutschen Ansiedlern nach Stolp gekommen sein als echt germanisches Maispiel. Wie nun die Schuhmachergesellen dazu gekommen sind, es zu pflegen und bis auf uns zu bringen, läßt sich dokumentarisch nicht belegen.

Das Fest wurde anfangs in jedem Jahre, in späterer Zeit nur alle drei Jahre begangen, zuletzt habe ich es in historischen Kostümen aus Anlaß der Stolper Jubiläumsfeier 1910 im Schützenhause durchführen sehen, seitdem ist es verschwunden und wird wohl auch nicht wieder zu neuem Leben erweckt werden. Angeblüh soll es deshalb nicht weiter aufgeführt worden sein, weil nicht die genügende Anzahl Schuhmachergesellen in Stolp vorhanden war, denn nur diese hatten das alte Privileg, es auf eigener Bahn aufzuführen.

Schon geraume Zeit vor dem in der Woche nach Pfingsten zu begehenden Feste erwählten sie sich den statlichsten unter ihnen, der aber auch der Rede mächtig war, als „Maigrafen“, den „Schreiber“, sowie die beiden „Ober-“ und sechs „Unterschäffer“, die an dem Tage des Festes auf dem Plage und beim Tanze die Bedienung und Aufwartung zu machen hatten, ferner die beiden Harlekins, „Bruder Aermel“ und „Halbsieben“, die während des Festes allerlei lustigen Schind-Schnack trieben und auch das Recht hatten, am Vormittage mit ihrem Gefolge Geld und Gaben in der Bürgererschaft einzusammeln. Die Schuhmacherlehrlinge bildeten das Gefolge der beiden Spaßvögel, die am Tage des Festes zuerst die Bürgermeister begrüßten und dann ihr Wesen in der Stadt trieben. Ihr Gefolge aber sang dazu:

Unser Bruder Aermel (Halbsieben) soll lustig sein.
Seine Seele sei vergnügt,
Und sein Liebchen auch daneben,
Weil er sie so herzlich liebt,
Rühret die Trommel, schenket tapfer ein,
Unser Bruder Aermel (Halbsieben) so lustig sein.

Das eigentliche Fest begann nachmittags um 2 Uhr mit einem Umzuge, der auf dem Windelbahnplage endete. Dem Zuge voran wurde hinter der Musik die Fahne der Brüderschaft getragen, hinter der der „Maigraf“ in altüberliefertem Festkleide, auf dem Kopf einen Dreimaster, über der Brust ein reichbesticktes Ordensband, an der Seite einen Degen, feierlich einherschritt. Neben ihm gingen die beiden Ladenmeister der Innung, es folgten zwei Altgesellen mit den silbernen Willkommenbechern der Innung und der Gesellenbrüderschaft. Diesen schlossen sich

paarweise die „Schäffer“, voran die beiden Oberschäffer, an, alle im Festkleide mit roter Mütze und weißer Feder, in der Hand je einen „Schneepod“, einen etwa eine Elle langen Stab. Die Schwäffer trugen ein weißes Ordensband und je einen mit grünen Bändern geschmückten Schurz. Den Schäffern reiheten sich die Gesellen im Fradanzuge an. An den Hüften trugen sie grüne Rotarden. Den Schluß des Gefellenzuges bildete der „Schreiber“ mit Dreimaster, einem mächtigen Schleppäbel, einem großen Altensioße und einer eigens für ihn angefertigten Kiezenzigarre im Munde.

Dann folgten die Meister und hinter diesen die Behrlinge, die zwei mit Laub geschmückte Tragoahnen trugen, auf denen „Bruder Aermel“ und „Halbsieben“ Platz nahmen, die während des Umzuges allerlei Alotria trieben. Auf der Windelbahn angekommen, löste sich der Zug auf. Die Zuschauer nahmen Platz auf den aufgestellten Bänken, während die Fahnen in der Mitte der Bahn aufgestellt wurden. Dort nahmen auch Aufstellung der Maigraf, der Schreiber und die Vorstandschäft. Nachdem die Musik, die den Zug anführte, verklungen, hielt der Maigraf eine längere Rede in Versen, in der er auf die Bedeutung des Festes und seine Entstehung zu sprechen kam und am Schlusse alle Erschienenen willkommen hieß.

Darauf tanzte er als erster die in schneckenförmigen Windungen die Bahn durchziehenden abgepredkten Gänge bis zur Hälfte durch, dort wartete er, bis der älteste Altgeselle, der vom äußeren Ende den Tanz nunmehr begann, ihn erreicht hatte, um dem Maigrafen den gefüllten Innungspotal zum Trinken zu überreichen. Der Altgeselle gab dabei folgendem Wunsch in Reimen Ausdruck:

Nimm hin nun, Bruder, dieses edle Trinkgefäß,
Trink die Gesundheit aller auf das Best.
Trink aus und laß dir frisch einschenten,
Tu auch an unsre Brüder denken;
Trink die Gesundheit unserer Brüder,
Die da jetzt reisen auf und nieder,
Auch die an allen Orten sein
Wo unsre Brüderschaften sein.

Es lebe der Maigraf! Vivat hoch!

Nachdem der Maigraf den silbernen Innungspotal ausgetrunken, ging der Tanz in der gleichen Weise weiter, bis der Tänzer am Ende der Bahn den Irrgarten verlassen konnte. Nach dem Maigrafen begannen die beiden Oberschäffer, der eine von der Mitte, der andere vom Ende aus in der gleichen Weise den Tanz. Ihnen aber überreichte der Altgeselle nur je ein Glas Wein. Der im Riebigschritt ausgeführte Tanz erforderte viel Vorsicht, damit der Tänzer die richtige Windung nicht verpaßte und in eine falsche Bahn geriet, was auch, nach der Ueberlieferung, vorgekommen sein und Spott und Gelächter ausgelöst haben soll. Nach dem Tanze hatte der

Maigraf nochmals eine Rede zu schwingen, in der er des Herrscherhauses, der weltlichen und geistlichen Behörden, aller Anwesenden, ja selbst der Musiker und seiner selbst gedachte.

Schnell genug verging so der Nachmittag, und im feierlichen Zuge ging es bei hereinbrechendem Abend, nachdem sich vorher jeder Ledige eine „Tanzjungfer“ erkoren hatte, nach dem Schützenhause zum Ehrentanz, den der Maigraf mit der ältesten Meistertochter eröffnete. In diesem Tage durften nur Schuhmacher und deren Angehörige teilnehmen.

Noch lebt eine Anzahl Stolper Schuhmachermeister, die sich gern und oft der vergnügten, auf dem Windelbahnfest verlebten Stunden erinnert, aber der ehemaligen Teilnehmer daran werden immer weniger, und wie lange wird es dauern, dann ist auch der letzte dahingegangen, wird das farbenfreudige alte Volksfest vergessen sein oder doch nur in alten staubigen Akten verzeichnet stehen. Tempora mutantur!

Der Totenglaube in prähistorischer Zeit.

(Lebender Leichnam.)

Der Älteste Mensch kannte keine Seele. Für ihn lebte der Mensch solange, wie von ihm der Leib vorhanden war. Weil er keine Seele kannte, war auch der Tod für ihn etwas Unverständliches. Der Gestorbene lebte eben nach seiner Ansicht weiter, daher das Bestreben, die Reichen möglichst lang zu erhalten. — Man hat für diesen Glauben bei Ausbruch: Glauben an den „lebenden Leichnam“ geprägt. —

Wenn ein Mensch gestorben war, trug man ihn nicht auf einen Friedhof wie wir, sondern bestattete ihn im Hause, wie es auch heute noch ab und zu in Kamerun vorkommen soll. Der römische Schriftsteller Servius kennt noch diese alte Totenbeisetzung im Hause, er schreibt: „Apud majores omnes in domibus sepeliebantur“ und Plutarch erzählt von einem Phokion: κατώρθε εἰς τὴν οἰκίαν παρὰ τὴν ἑστῆαν. Er bestattete sie (seine Gattin) in dem Hause längs des Herdes. Der Gestorbene wurde auch nach seinem Tode als Familienglied angesehen und blieb als solches im Hause. Der Herd war der Mittelpunkt des Familienlebens. Wenn man mit Vorliebe die Gestorbenen in die Nähe des Herdes brachte, so tat man es aus einem zweiten Grunde: die durch den aufgehobenen Blutumlauf entstehende Erkaltung des Körpers wollte man durch die Herdwärme erlesen; der Gestorbene sollte nicht frieren, das wäre ja lieblos gewesen. Aus demselben Grunde durfte er nie und nimmer hungern und dürsten; insolgebeffen gab der vorgeschichtliche

Friedhofserinnerungen.

Von Hans Spielberg.

Henriette Hendel-Schütz.

(Schluß.)

„Was die Frau Professorin, deren Mittel im ganzen nur sehr bescheiden waren, zur Binderung fremder Not tun konnte, das hat sie redlich getan, ja fast mehr noch, und stets tat sie es mit freudigem Herzen. Sie war unermüdblich in Rat und Tat; ihr Andenken wird besonders bei den Armen in Segen bleiben.“ So haben verschiedene, welche die Frau Hendel-Schütz noch gekannt haben, über sie geurteilt. Jungen, aufstrebenden Talenten, so dem Kösliner Maler Hauptner, dem Musiklehrer Piepenburg und anderen hatte sie Empfehlung, Hilfe und Unterstützung zu ihrem weiteren Fortkommen gewährt. Für archäologische Forschungen hatte sie stets eine besondere Vorliebe gehabt. Wie sie einst, noch auf den Kreuzreisen, die sie nach Schweden, Dänemark und Preußen führten, sich mit vorgeschichtlichen Studien befaßt hatte, so blieb sie diesem Wissenszweige auch in unserer Stadt andauernd treu. Noch 1843, also 6 Jahre vor ihrem Tode, wäre sie auf einer wissenschaftlichen Studienfahrt im Kreise Kummelsburg, wo sie sich bei der Aufdeckung vorgeschichtlicher Grabstätten beteiligte, beinahe ums Leben gelom-

men; die durchgehenden Pferde ihres Fuhrwerks hatten sie aus dem Wagen und fast in einen tiefen See geschleudert. Ein Kranksein von mehreren Monaten war die Folge. — Frau Henriette Hendel-Schütz soll einem guten Witz, einem derben Spaß nicht abhold gewesen sein. Manche launigen Schwänke werden heute noch von ihr erzählt. Was davon Dichtung oder Wahrheit ist, das ist schwer zu entscheiden. Offenbar haben sich die lieben Kösliner um die alte Dame, die einstige europäische Berühmtheit, wohl mehr als nötig bekümmert. — Im Jahre 1849 starb die Künstlerin, die einst Weltruhm besaß. Schlicht und prunklos wurde sie zur Erde bestattet.

Das ist die kurze Lebensstizze der Frau Henriette Hendel-Schütz, die ein unbekannter Schreiber auf Grund einer fast hundert Jahre zurückliegenden, zweifellos ungerechtfertigten üblen Nachrede, deren Prüfung nicht für nötig gehalten wurde, zu einer Megäre, zu einer „Medea“ gestempelt hat. Wäre die Künstlerin in Wahrheit eine solche gewesen, dann hätten wohl die besten Kreise Köslins, bei denen sie stets gern gesehen war, sich völlig von ihr fern gehalten. Wir wissen jedoch, daß der sehr geschätzte und angesehene Kösliner Oberprediger und Professor Dr. Ludwig Grieben (gest. 1866), in dessen Familie die Frau Hendel-Schütz beständig verkehrte, in dessen Nähe sie auch wohnte, und daß auch sein Sohn, der Schriftsteller Dr. Hermann Grieben (gest.

1890) stets mit höchster Achtung und Ehrerbietung von der Künstlerin gesprochen haben. Auch hätte wohl Alexander von Humboldt sie hier nicht noch (1840) teilnahmevoll aufgesucht, wenn ihr Ruf nicht völlig maffelos gewesen wäre. Wir sind ferner der Ueberzeugung, daß dann auch nicht der Gymnasialdirektor Prof. Dr. Jonas der Berewigten mit ihrer Lebensbeschreibung ein bleibendes Denkmal geschaffen hätte. Hiernach und nach sorgfältiger Prüfung des ganzen Lebensganges der Frau Henriette Hendel-Schütz müssen wir erklären, daß man mit jener Schmähchrift „Die Tragödie der Tragödin“ im Berliner „Tag“ nur alten, ein Jahrhundert zurückliegenden Klatsch, an dem wenig oder gar nichts Wahres ist, wieder aufgewärmt hat. „Ueber Tote nur Gutes!“ So sagt ein uraltes Wort. Häßliches einer Toten nachzusagen, ohne dafür irgend welche Beweise zu haben, damit sollte man doch ganz besonders vorsichtig sein.

Das Kösliner Heimatmuseum besitzt zwei Bildnisse der verewigten Künstlerin. Das eine, dessen Erwerbung viel Schwierigkeiten verursacht hatte, stammt noch aus ihren jüngeren Jahren, der Zeit ihrer Künstlerlaufbahn. — Ihre von Efeu und Immergrün umrandete Grabstätte schmückt sich selbst in jedem Frühjahr mit blauen Blütensternen. Ein frischer Kranz aber hat dort schon lange nicht mehr gelegen. Das Dichterwort behält Recht: Dem Tamen flücht die Nachwelt keine Kränze . . .

Mensch von seinen Mahlzeiten den Gestorbenen ab, indem er dort, wo der Kopf lag, Speisen ausgoß oder Gefäße mit Speisen hinstellte.

Aber der Gestorbene verlor doch die Lebensfarbe, er wurde fahl und blutlos! Um dem abzuhelfen, färbte man den Leichnam mit rotem Ocker, der nach dem Vergehen der Fleischteile sich an die Knochenhäute des Skeletts setzte, sodaß diese gefärbt erschienen.

Es wird sich freilich fragen, ob diese Totenbehandlung nur aus Pietät geschehen ist, oder ob sich nicht hierbei mit ein gewisser Aberglaube und eine Furcht vor den Toten verbunden hat, ausgehend von dem Glauben: Was man den Toten nicht gibt, holen sie sich. Sie kommen und holen sich ihre Lebensbedürfnisse, saugen eventuell auch Blut den Lebenden aus. (Vampirismus). Der Totenglaube teilt sich nach einer guten und nach einer schlechten Seite hin („in bonam et malam partem“). So bekommen die Toten etwas Dämonisches. Um sich vor ihnen zu sichern, befriedigt man sie nicht nur, sondern bindet auch den Leichnam, zieht in den Hoderbestattungen Arme und Beine eng an den Leib (nicht um ihnen in der Mutter Erde die Lage wiederzugeben, die sie einst im Mutterleibe hatten, auch nicht um Raum zu sparen), schnürt unter dem Scheine höchster Verehrung bei der ägyptischen Mumifizierung alle Glieder so fest an den Leib, daß jede Bewegungsfreiheit und Wiederkehr ausgeschlossen ist: Erhaltung des Leichnams, unter Zwang. — Pietät gepaart mit Furcht.

Aber ehe das geschieht, ist eine Aenderung im Bestattungswesen eingetreten. Die Toten werden nicht mehr im Hause bestattet, sondern in besonderen Gräbern, bei den ältesten Germanen in den sog. Megalithgräbern (Großsteingräbern), in den „Hünenbetten“, Ganggräbern der ältesten Steinzeit. In jener Zeit vollzieht sich die Trennung der Lebenden und Toten. Man baut den Toten eigene Häuser (Gräber), versorgt sie auch noch mit Speise und Branf (Leichengefäße), Opferfeuer ersetzt die Herdwärme, gibt ihnen überhaupt alles mit, was sie, wie einst im Leben auch nach dem Tode brauchen, Waffen und Schmud. Aber die Welt der Lebenden ist eine andere als die der Toten; damit geht Hand in Hand der Glaube an die Loslösung der Seele vom Körper, die Aufhebung des Glaubens an den „lebenden Leichnam“. Die Anlegung der Megalithgräber ist der Sieg über die ältere Anschauung vom Fortleben der Toten als Leib. Es liegt fortan kein Interesse vor, den Leib möglichst lange zu erhalten. Noch einen Schritt weiter in dieser Richtung bedeutet das Auftreten der Leichenverbrennung um 1800 v. Chr. in Europa. Sie erscheint zuerst in der jüngeren Steinzeit in einer Zone vom Dnjepr durch Deutschland bis Nordfrankreich und verbreitet sich von hier nach Norden und Süden. Italien und Griechenland erhalten sie vom Norden.

Solche Sitte der Vernichtung des Leibes kommt nur dort Fuß fassen, wo man des Glaubens lebte: es wird ja nur etwas Totes vernichtet (der Körper), das Ewiglebende, die Seele wird vom Feuer unberührt, ja wird gar erst recht frei, um in einer anderen Welt zu wohnen. Diese Gedankenkämpfe haben unsere alten Vorfahren um 1800 v. Chr. durchgemacht und damit zuerst den Gedanken eines Jenseits, einer anderen übersinnlichen Welt, in der der Mensch nach dem Tode wohne, geschaffen.

Mit dem Totenglauben hängt einerseits die Bildung der Hausgötter, andererseits die der bösen Geister eng zusammen. Die im Hause begrabenen verehrten Vorfahren werden zu den „di penates“ und dem „lar familiaris“ (der römischen Religion) und die Furcht vor den Toten zeitigt die Furcht vor den bösen Geistern, Unholden, Gespenstern. Der Glaube an die oberen Götter hat einen anderen Grund. M—Schw.

Die letzten Reste der Hausmarken im Kreise Röslin.

Von Gymnastikturnlehrer Paul Schulz-Röslin.

(Schluß.)

Zum Vergleich mit den nachfolgenden Marken sei das gemein-germanische Runenalphabet vorangestellt.

Das gemein-germanische Alphabet ist folgendes:



f k u th a r
k u w h n
l g e b o p e d
z m

Vergleicht man diese Runen mit den nachfolgenden Hausmarken, so findet man wohl noch verwandte Formen, aber keine direkten Nachahmungen und wichtige Zeichen fehlen überhaupt. Das ist auch ganz erklärlich. Selbst wenn man eine direkte Abstammung der Marke von der Rune annimmt, so muß doch im Laufe von 200 Jahren mit einer starken Umformung gerechnet werden. Hätten selbst die Runenzeichen für eine große Gemeinde ausgereicht, so mußten die Zeichen im Laufe der Zeit doch eine sehr starke Abänderung dadurch erfahren, daß die Söhne, wenn sie eine eigene Wirtschaft gründeten, das alte Zeichen mit einer Zugabe weiter führten.

In folgendem seien nun die Zeichen aufgeführt, welche die Fischer unserer Stranddörfer noch heute anwenden.

Die Marken, welche die Fischer ihren Fischereigeräten einschneiden, sind nicht eigentliche Hausmarken oder sind es nicht mehr. Denn kein Haus trägt die Hausmarke. Diese Marken dienen vielmehr dazu, die Netze, Reusen, Bootsgeräte, überhaupt alle Arbeitsgeräte (Spaten, Harken), mit dem Eigentumszeichen zu versehen.

A. Netz.

Netz hat 22 alte Hausstellen, welche Fischereigerechtigkeit auf dem Jamunder See besitzen. Wir sind folgende Zeichen bekannt geworden:



1. W. Parnow, 2. W. Kloth, 3. Fr. Kloth, 4. Levin, 5. S. Scharping, 6. Ferd. Wegel, 7. Fried-

rich Parnow, 8. Karl Scharping, 9. S. Erdmann, 10. Schwerdtfeger, 11. Georg Scharping, 12. Hermann Scharping, 13. Ferd. Scharping, 14. Alb. Schwarz, 15. Julius Schwarz, 16. Karl Rugen, 17. W. Kloth, 18. W. Rugen, 19. Friz Rugen, 20. Peglow, 21. Alb. Erdmann, 22. Max Erdmann.

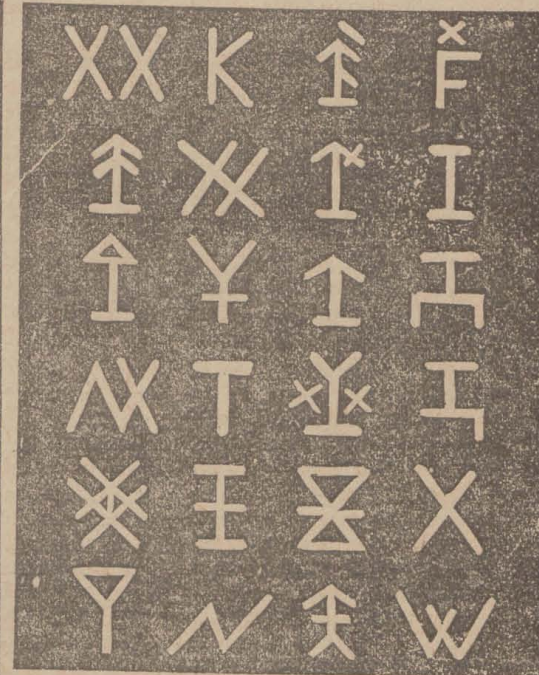
Wurde ein Grundstück geteilt, so fügte der zweite Besitzer der Hausmarke ein Nebenzeichen bei, z. B. hat 14 als Hausmarke V, das Grundstück wurde geteilt und der zweite Besitzer Heinr. Erdmann nahm folgendes Zeichen V.

Ein Sohn aus dem Hof 8, Wilh. Scharping, fügte dem Zeichen ein Kreuz zu F X, das ist nicht im Sinne der alten Art; sinngemäß wäre folgendes gewesen

oder oder



B. Deep.



C. Raufe.

Vorbemerkung: Es war nicht mit Sicherheit festzustellen, ob dies sämtliche Marken sind, auch sind Irrtümer nicht ausgeschlossen.



1. Aug. Rades 3, 2. Fried. Rades 3, 3. W. Parnow, 4. Rich. Rades, 5. W. Scharping, 6. R. Parnow, 7. Alb. Parnow, 8. S. Rades, 9. Fr. Rades 2, 10. Reinh. Rades, 11. S. Parnow, 12. Alb. Strolow, 13. Fr. Rades, 14. Aug. Rades, 15. Witwe Britall, 16. Heinr. Parnow, 17. Herm. Erdmann.

D. Großmöllen.

XII X I I I
1. Schwerdtfeger, Bannow, 2. Schwerdtfeger, Strandhof, 3. Daniel Holz, Strandhof, 4. Ferdinand

Barnew, jetzt J. Schwarz, Großmöllen, 5. Wilhelm Schwarz, jetzt Pregel, Großmöllen, 6. Friedrich Barnew, Großmöllen.

Daß in keinem der aufgeführten Dörfer die Wolfsangel vorkommt, das beweist vielleicht indirekt, daß dies die Stadtmärke der Stadt Köslin war, welche man nicht wählen wollte, da gerade diese Orte zu Köslin in einem gewissen Lehnverhältnis standen.

Aus meinen Ausführungen über die jetzt noch übliche Verwendung der Marke in unsern Fischerdörfern geht hervor, daß es nur noch dort einen Zweck hat, sie zu führen, wo noch die Bedingungen für ihre Verwendung vorhanden sind. Aber sollte die Marke dort, wo sie noch bekannt ist, nicht als altes Vätererbe geschützt und als Besitzmarke z. B. im Siegel des jeweiligen Besitzers weitergeführt werden?

Wir scheinen uns ja nach diesem gewaltigen Zusammenbruch auf unsere uraltesten deutsche Art wieder besinnen zu wollen. Und das Weiterführen der alten Hofmarke dürfte mit einer kleinen Stufe sein zum Aufstieg in urdeutscher Art.

Einige Bemerkungen zur pommerschen Orts- und Flurnamensforschung.

Von Professor D. Knoop, Stargard.

IV.

Zu den gut deutschen Wörtern, die sich eine Erklärung aus dem Slawischen haben müssen gefallen lassen, gehört auch der Galgenberg. Prof. Robert Reiche weist in einer Arbeit „Bausteine zur Geschichte der Stadt Königsberg in der Neumark“ darauf hin, daß die zahlreichen Galgenberge, Galgengründe, Galgenmühlen und andere ähnliche Bezeichnungen, die man in den Marken und in Pommern findet, zum größten Teil nie eine Berührung und Beziehung mit dem berichtigten Galgen gehabt haben. Das ist schon ganz richtig, aber falsch ist seine Vermutung, daß sich in dem „Galgen“ oder „Galch“, wie sich auch geschrieben findet, eine ursprünglich slawische Lokalbezeichnung verbirgt. Er rät auf das slaw. Adjektiv jalowu unfruchtbar, was Prof. Mude (Schriften des Vereins f. d. Geschichte der Neumark S. VII, S. 179) zurückgewiesen hat, weil das Wort nie und nirgends zur Bildung von Orts- oder Lokalnamen verwendet worden ist. Mag sein, denn auch nach dem polnischen Wörterbuch ist das Verbum jalowiec ein landwirtschaftlicher Ausdruck, der von der Unfruchtbarkeit der Tiere gebraucht wird, und jalowsta, jalowsta, jalowica bezeichnet ein Färsekalb, also eine noch nicht tragfähige junge Kuh. Aber wenn nun Mude das Wort ableitet von dem in slawischen Ortsnamen — auch der Name von Gollnow gehört dazu — häufig vorkommenden Adjektiv golu kahl, d. i. ohne Baumwuchs infolge unfruchtbarer Bodens, wenn er demnach die deutsche Ortsbezeichnung Galgenberg als gola gora, Galgengrund als goly dol, Galgenmühle als goly mlyn erklärt, so ist das eben so verkehrt und heißt nichts weiter als den Teufel durch Besäuber austreiben. Wenn es auch kahle Sandberge bei uns gibt, wenn vielleicht auch kahle Gründe und Täler vorkommen mögen, hat sich denn Herr Dr. Mude auch überzeugt, ob es kahle Mühlen bei uns gibt, ob seine Galch- oder Galgenmühle wirklich eine Mühle am Fuß eines kahlen Berges oder in einem kahlen Tal ist? Gerade unsere Wassermühlen, und um solche handelt es sich bei den Galgmühlen augenscheinlich nur, pflegen meist recht romantisch zu liegen, an einem Gewässer, einem Bach, in der Nähe eines Wäldchens, in einem schönen, kühlen Grunde, und wenn die Beschaffenheit der Vertiklichkeit nicht entspricht, so ist es doch ohne Sinn, eine Mühle als kahl zu bezeichnen. Prof. Mude macht immer wieder den Fehler, daß er keine Deutungen abgibt ohne Rücksicht auf Lage und Beschaffenheit der Vertiklichkeit, wie wir das schon eben bei Rügenhagen und Zietenfief gesehen haben. Reiche hat eine Galgmühle bei Königsberg und der Neumark aus dem Jahre 1324 angeführt. Sollte es da der deutsche Begründer der Mühle wirklich noch fertig bekommen haben, sich den ersten Teil ihres Namens aus dem Slawischen zu holen? Und wenn er schon an das poln. goly gedacht

hätte, würde der Name nicht anders, etwa Gollmühle oder Gollenmühle, lauten? Und wie kommt das „ch“ hinein, wenn wirklich goly zugrunde liegt?

Die Galgenberge sind in Pommern sehr zahlreich. Es sind nicht Gerichtsstätten, wo etwa die Richter ihre Versammlungen abhielten, um Recht zu sprechen, sondern Hinrichtungsstätten, wo die Übeltäter vom Leben zum Tode befördert wurden, gewöhnlich durch den Galgen, durch Rad oder Schwert, aber auch durch den Scheiterhaufen; im letzteren Falle werden sie auch öfter Schmoopfahlsberge genannt. Dester hat der Schmoop- oder Brandpfahl noch bis in die neuere Zeit hinein gestanden. Die Hegen wurden verbrannt, und so können auch die Hegenberge wenigstens zum Teil als Hinrichtungsstätten angesehen werden; gewöhnlich allerdings haben dort nach dem Volksglauben die Hegen ihre Versammlungen abgehalten. Von vielen Galgenbergen wissen wir, daß dort ein Galgen gestanden hat, bei andern ist das völlig ausgeschlossen, besonders wenn sie bei Ortschaften liegen, die keine eigene Gerichtsbarkeit gehabt haben können, und doch heißen sie Galgenberge, obwohl sie also, wie Reiche sagt, nie in irgend welcher Beziehung zum Galgen gestanden haben. Woher kommt das? Die Erklärung ist sehr einfach: die allezeit geschäftige Volkssage hat ihnen den Namen Galgenberg gegeben, hat auch solche Berge, die nie einen Galgen gesehen haben, als alte Hinrichtungsstätten bezeichnet. Daher ihre große Menge, daher aber auch keine Spur von gola gora!

Die Form Galch geht auf ein älteres, „der Galge“ (galgo) zurück. Die Verkürzung ist auch wohl weiter vorgeschritten. So heißt der alte Galgenberg bei Raugard jetzt Gallberg. Da der Galgen stets auf einer Anhöhe stand, damit die Hinrichtung den Zuschauern deutlich sichtbar war, können Galgengründe nur solche Gründe sein, die bei einem Galgenberge lagen. Ein Galgenfließ nördlich von Runow an der Straße wird 1658 erwähnt, jetzt heißt es Galchfließ. Die Flurnamensammlungen von Holster und Schmidt erwähnen gerade im Kreise Pyritz viele Galgenberge, und hier gibt es auch Galgenfelder und Galgenpfähle, die offenbar nach dem Galgen bzw. dem Galgenberge benannt sind. Auch bei Stettin gibt es in der Nähe von Fort Preußen einen Galgenberg, eine öffentliche Richtstätte früherer Zeit. An seinem Fuße lag die Galgwiese, und dort wurden die Leichen der Gerichteten eingescharrt. Die durch die Wiese hindurchführende Straße heißt die Galgenwiesenstraße.

Galgenberg ist also keine vog hybrida, ebensowenig wie die Kohlberge in Sachsen, und auch „die goldene Höhe“ zwischen Dresden und Rabenau ist keine gola gora, sondern eine ganz junge Namengebung wie auch „die goldene Aussicht“ in Schlesien. Im Saaziger und Pyritzer Kreise gibt es zahlreiche Flurnamen wie Kohlgarten, Kohlhof, Kohlwell, und diese tragen von wirklichem, nicht von „gemachtem Kohl“ ihren Namen.

Die Sage von der Schimmelfirche.

Von Prof. Dr. A. Haas.

Eine alte Sage berichtet, daß einst in einer Kirche zu Vublitz ein Pferd verhungert sei. Und das kam so. Der Küster hatte aus Versehen die Kirchentür offen gelassen, dieselbe aber geschlossen, nachdem inzwischen ein Pferd unbemerkt in das Kirchengebäude eingetreten war. Das von Hunger und Durst geplagte Tier warf alle Bänke um und benagte den Altar. Als die Leute nun am nächsten Sonntag zur Kirche kamen und sahen, daß alles durcheinander geworfen war, da glaubten sie, der leibhaftige Gottseibeins habe in der Kirche sein Wesen getrieben, und flohen entsetzt von dannen. Von da ab blieb die Kirche öde und leer, bis sie im Innern wiederhergestellt wurde (Vall. Stud. 41 S. 108).

Die Sage steht nicht vereinzelt da; sie hat sowohl in Pommern, als auch in anderen Teilen Deutschlands ihre Parallelen.

Auf der Insel Bilm, die südlich von Putbus im Rügenischen Bodden gelegen ist, befand sich in

mittelalterlichen Zeiten eine Kapelle, die seit der Einführung der Reformation im Jahre 1534 unbewohnt blieb. Die Insel war damals unbewohnt und wurde bis ins 18. Jahrhundert hinein nur als Viehweide benutzt. In dieser Zeit, so erzählt man, hat sich eines Tages eine Kuh in das Innere der Kapelle verirrt, und dann ist die Tür hinter ihr ins Schloß gefallen. Da nun keine Menschenseele zur Stelle war, um die Tür wieder zu öffnen, so konnte die Kuh nicht wieder herauskommen und mußte auf elende Weise verhungern. Infolge dieses Unfalles soll die Kapelle dann abgebrochen sein.

Der Abbruch der Kapelle auf dem Bilm erfolgte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Man könnte danach annehmen, daß die Sage verhältnismäßig jung sei. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Denn an einer dritten Stelle wird uns die Sage schon aus dem ausgehenden Mittelalter berichtet.

Ranhow erzählt bei der Beschreibung der Stadt Greifswald II 259, wie folgt:

Die Greifswalder haben ein besoffenes Ländchen, die Dehn genannt. Es liegt ungefähr 5—6 Meilen von ihnen in der See. Auf dieser Insel wohnt niemand; es ist nur Holz darauf, und es steht nur eine Kapelle dort, in welcher die Fischer, wenn sie nach dem Hering fischen, Messe halten ließen. Die Stadt hatte aber eine hübsche Stuterei darauf; die Tiere ließen sie ohne alle Nahrung frei herumgehen, nur daß sie ihnen im Winter Heu bestellten. Aus dieser Einrichtung konnten die Greifswalder so viele Pferde haben, als sie bedurften. Da geschah es vor etlichen Jahren, daß ihnen hierbei ein großer Schade widerfuhr: denn die Kapelle war offen geblieben, die Pferde waren im Winter hineingegangen, und als sie darin waren, schlug die Tür zu, und die Tiere konnten nicht wieder herauskommen. Darum litten die armen Pferde große Not: vor Hunger zernagten und befraßen sie das Gestühl in der Kapelle, und vor lauter Hunger und Qual sind sie sämtlich gestorben.

Die Ueberlieferung von der Greifswalder Die findet sich noch einmal in älterer Fassung bei Mikalitus VI 572f.

Außer in Pommern kehrt die Sage auch in Mecklenburg wieder; sie findet sich hier in Ollendorp am Rantalower See, wie mir Wossido mitteilt; veröffentlicht ist die Sage noch nicht. Da aber die mecklenburgische Sage von einem Schimmel berichtet, so hat man die Sage darnach die Sage von der Schimmelfirche genannt. Weiter ist die Sage noch aus Bayern und Tirol bekannt geworden; in anderen Teilen Deutschlands scheint sie aber nicht vorzukommen.

Man könnte nun wohl versucht sein, diese Sagen von den Pferde- bzw. Kuhkirchen als einfache Wandersagen aufzufassen. Aber das scheint in diesem Falle doch nicht ganz zuzutreffen. Die Greifswalder Die hieß im frühen Mittelalter Swante Wustrow, d. i. Heilige Insel, und es besteht die Vermutung, daß hier in vorgeschichtlicher Zeit eine Kultstätte gelegen hat, und eine gleiche Vermutung ist bezüglich der Insel Bilm ausgesprochen worden. Bei der Bilm-Sage ist der Umstand besonders beachtenswert, daß die Kapelle abgebrochen wird, nachdem die Kuh verhungert ist. Es besteht daher auch die Möglichkeit, daß diese Schimmelfirchensagen die letzten dunklen Erinnerungen an ehemalige Tieropfer enthalten. Vergl. meinen Aufsatz über Slawische Kultstätten auf der Insel Rügen im Pom. Jahrb. XIX, S. 67f, 73f.

Im Verlage von C. G. Hensel in Köslin sind folgende

Heimatschriften

erschienen:

Bogislaw der Zehnte, Herzog von Pommern. Ein historisches Gemälde von J. C. Benno.

Pommerns geologische Formationen

von Dr. Hans Menzel, lgl. Bezirksgeologen aus Berlin.

Henriette Hensel-Schük, eine einstmalige berühmte Köslmerin von Prof. Dr. Jonas, Gymnasialdirektor in Köslin.